

Gewaltprävention in sozialpädagogischen Einrichtungen

von Kaspar Baeschlin
publiziert in "Sozialpädagogik 1/2000"

*

1. Sozialpädagogische Arbeit - eine grosse Herausforderung

Seit 20 Jahren leite ich ein kleines Sonderschulheim für 9 lernbehinderte männliche Oberstufenschüler im Alter von 14-17 Jahren am Stadtrand von Winterthur (Schweiz). Weil die Institution klein ist und nicht nur vom Schreibtisch aus geleitet werden kann, bin ich jeden Tag im direkten Kontakt mit den Jugendlichen, sei es im Unterricht oder in der Freizeitgestaltung. Die Gestaltung des Alltags und die unablässige Auseinandersetzung mit den Jugendlichen habe ich als eine harte Knochenarbeit empfunden. Obschon mir die Relativität von subjektiv gefärbten Rückblicken auf die „goldene Zeit“ bewusst ist, wage ich zu behaupten, dass das Klima in unserer Einrichtung rauher, dass die Sprache brutaler und das Verhalten unter den Schülern rücksichtsloser geworden ist. Mit Gewalt zu drohen ist selbstverständlich und sie auszuüben fast auch.

Ich will darauf verzichten, Spekulationen darüber anzustellen, worauf diese Zunahme der Gewalt zurückzuführen ist. Es gibt sicher sehr viele gesellschaftliche und ökonomische Veränderungen in unserer Gesellschaft die neben vielen andern dafür verantwortlich sind, die ich aber nicht erörtern will, es sei denn sie helfen mir, unsere Aufgabe zu erfüllen, die ja in erster Linie darin besteht, Wege zu finden, im Alltag mit diesem Phänomen umzugehen.

Im Schulheim betreuen wir Jugendliche, die bevor sie zu uns kommen in ihrer 6-7 jährigen Schulkarriere viel Misserfolg, Leiden und Frustration erlebt haben. Sie waren wenig erfolgreich und ihre Wahrnehmung von Lernen und Schule ist durch und durch negativ. Gefühle wie „es hat sowieso keinen Sinn“ oder „ich bin ein Versager“ stehen im Vordergrund. Einen solchen Schüler wieder für sein Leben und für seine Entwicklung zu interessieren, habe ich immer wieder als eine grosse Herausforderung erlebt und nach langen Jahren der Berufstätigkeit habe ich begonnen, darüber nachzudenken, was für Bedingungen geschaffen werden müssten, damit der Schüler zu einer neuen Sicht von sich selbst kommen könnte.“ Diese Aufgabe lohnt sich, denn es ist längst bekannt, dass Sucht und Gewalt eine Folge sind von eigener Resignation und Lähmung. Erich Fromm beschreibt diese mit folgenden Worten: „Das Leben hat seine eigene Dynamik; es hat

die Tendenz zu wachsen, sich Ausdruck zu verschaffen, sich zu leben. Wird diese Tendenz vereitelt, dann scheint die auf das Leben gerichtete Energie einen Zerfallsprozess durchzumachen und sich in Energie zu verwandeln, die auf Zerstörung ausgerichtet ist. (...) Destruktivität ist das Ergebnis ungelebten Lebens." (Fromm Die Kunst des Liebens, 1983, S.149).

In unserer Alltagsarbeit als Sozialpädagogen begegnen wir dieser Destruktivität, sie ermüdet und entmutigt uns, sie macht uns hilflos, resigniert und wir müssen ganz bewusst Wege finden, um damit umzugehen, denn sonst wir werden zynisch und wie unsere Klienten destruktiv. Dass Ohnmachtgefühl und Resignation ansteckend wirken, haben alle, die in diesem Beruf arbeiten schon erlebt. „Wenn du das immer noch nicht verstehst, gehörs du in den Kindergarten!“ Solche Bemerkungen sind destruktiv und bestärken den Schüler in seinem Ohnmachtsgefühl. Trotzdem werden solche Aussagen immer wieder im Erziehungssalltag ausgesprochen, weil wir selbst verzweifelt sind und den Glauben ans Gelingen verlieren. Wenn unser Berufsziel aber darin besteht, resignierten, abgelöschten Jugendlichen zu helfen, dann müssen wir selbst aus der Resignation hinaustreten und eine hoffnungsvolle Sicht von der Zukunft entwickeln. Diese Aufgabe empfinden wir als eine grosse Herausforderung, oft genug als eine Überforderung und wir glauben, dass die lösungsorientierte Grundhaltung und ihre Werkzeuge, die darauf ausgehen, mit dem Jugendlichen einen Boden der Zusammenarbeit zu erarbeiten, eine Hilfe sind, um mit diesen Herausforderungen besser umgehen zu können.

2. Über die Unmöglichkeit, unmotivierte Jugendliche zu erziehen

2.1. Die Bereitschaft des Kindes sich erziehen zu lassen.

Der Zwiespalt ist unverkennbar, Jugendliche werden unter Zwang oder beträchtlichem Druck in Heime eingewiesen mit dem Auftrag an die Sozialpädagogen und Lehrer, diese Jugendliche in einer Weise nachzuerziehen, dass sie sich in die Gesellschaft integrieren können. Sehr oft sind aber diese jugendlichen Klienten nicht einverstanden, sich nacherziehen zu lassen, sie wollen Freiheit, Unabhängigkeit und das Recht auf Selbstbestimmung.

In unserem Artikel in der Schweizerischen Heilpädagogischen Zeitschrift: „Es kommt nicht drauf an, was der Lehrer sagt, sondern was der Schüler hört“ haben wir bereits darauf hingewiesen, dass die vordringlichste Aufgabe der Erzieher und Lehrer ist, unsere Klienten für die Arbeit mit uns Pädagogen zu interessieren, bevor wir grosse Programme und schulische Curricula entwickeln. Diese Ansicht wird unterstützt von einer kürzlich erschienen Buch „Wozu erziehen?“ Darin hat Wilhelm Rotthaus sehr kritisch über Erziehung heute nachgedacht und von der Bereitschaft des Kindes, Erziehung zu akzeptieren, gesprochen. Er schreibt: „Das zwingt uns zu generellen Überlegungen, wie lange Kinder überhaupt bereit sind, sich erziehen zu lassen..... Vorschulkinder und Grundschulkindern dürften in der Regel noch kein Problem erleben, wenn sie die Erziehungsabsichten eines Erwachsenen wahrnehmen. Anders ist dies schon bei Kindern nach dem Ende des ersten Lebensjahrzehntes: Sie erklären immer

mehr Bereiche als ihrer Entscheidung allein zugeordnet, Bereiche in denen sie Erziehung nicht mehr akzeptieren.“ An einer andern Stelle schreibt Rotthaus: „...besteht eine der wichtigsten Erziehungshandlungen der Erzieherin darin, die Bereitschaft des Kindes, sich erziehen zu lassen, zu fördern, sie wird sich darum bemühen, dass das Kind Ja sagt zur Erziehung.

Dies ist zugegebenermassen bei unseren 16 - 18 jährigen Heiminsassen eine schwierigere Aufgabe als bei 10 jährigen Primarschülern und darum müssen wir Heimerzieher dieser Frage auch viel mehr Gewicht beimessen. Sie wird zu unserer zentralen Frage, die wir nochmals mit der Terminologie von W. Rotthaus stellen: Im Prozess des Erziehens und Erzogenwerdens spielt die Beziehungsebene eine grosse Rolle und wir fragen uns, wie muss der Erziehungsalltag im weitesten Sinn gestaltet werden, damit dieser fruchtbare Boden entsteht, auf dem Erziehung geschehen kann und es soweit kommt, dass der Jugendliche die Erzieherin als eine Person sieht, der er das Recht von ihr erzogen zu werden zubilligt.

2.2. Die Verminderung des Schlechten ist nicht das gleiche wie die Vermehrung des Guten.

Wir haben diesen Vortrag unter den Titel Gewaltprävention gestellt. Die Gewalt ist in unseren Institutionen ein grosses Problem und hindert uns immer wieder grundsätzlich in unserer Erziehungsarbeit. Wir glauben aber nicht, dass es uns gelingen wird, Gewalt zum Verschwinden zu bringen, solange in der Gesellschaft die Gewalt auf so umfassende Art gelebt und in den Medien zelebriert wird. Im Rahmen unserer Erziehungsarbeit, die den Menschen in neue Lebenswirklichkeiten hineinführen soll, wollen wir versuchen andere Verhaltensmuster statt Gewalttätigkeit mit dem Jugendlichen einzuüben. Dies ist eine langwierige, mühsame Arbeit, wie Erziehung überhaupt und sie wird begleitet sein von Rückschlägen und Widerständen.

Mit dem lösungsorientierten Modell, das aus dem Konstruktivismus heraus entstanden ist, glauben wir sowieso nicht an den Satz: „Jetzt müssen wir endlich einmal etwas gegen die Gewalt in unserer Institution unternehmen.“ Wir glauben, dass wir nur etwas tun können „für etwas und nicht gegen etwas“, die Dynamik des Lebens will vorwärts, etwas verändern, was wir als nicht mehr zeitgemäss betrachten. Darum haben wir das Kapitel mit diesem Titel überschrieben: Im Konstruktivismus ist es sogar so, dass wir vorschlagen, sowenig wie möglich über Gewalt nachzudenken und zu sprechen. Wir glauben nicht, dass es sinnvoll ist, ein Seminar über Gewalt zu veranstalten, weil im Grund damit Gewalt konstruieren und immer mehr sichtbar machen. Dieses gescheite Reden über Gewalt mit tiefgründiger Wahrheitssuche, woher sie kommt, verstärkt in uns die Gewissheit, dass Gewalt ein häufig, ja sehr häufig vorkommendes Phänomen sei, dass uns bedroht und eliminiert werden muss. Aber mit dieser Grundhaltung funktioniert es nicht, Alternativen kommen nicht in Sicht und Ideen, darüber was in unseren Institutionen eigentlich geschehen soll bleiben im Sumpf der Resignation stecken. Ein Mensch kann sich nicht mit dem Sumpf aus dem Sumpf herausziehen.

Natürlich müssen wir etwas tun, aber nicht gegen die Gewalt, sondern für unsere Schüler und für uns und unsere Institution, damit Erziehung immer besser gelingt und Erzieher und Kinder weniger frustriert sind. Wir müssen etwas für das Gelingen tun und

darum überlegen:“ Wie muss die Erziehungsarbeit in stationären Einrichtungen gestaltet werden, damit sie ihr Ziel erreicht. Ihr Ziel, wie ist diese Ziel?

2.3. Aus unmotivierten Schülern motivierte machen

Druck erzeugt Gegendruck, Zwang erzeugt Widerstand. Dieses uralte Wissen kann uns helfen zu verstehen, dass Gewalt in Gefängnissen, Heimen und Schulen mit diesen Zwangssituationen zu tun haben muss, ohne die alleinige Ursache dafür zu sein.

In der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen haben wir erfahren, dass diese Zwang- und Drucksituationen einen enormen Kraftverschleiss auf beiden Seiten bewirkt, Kraft wird in Aggression und Abwehr investiert statt in Lernen und Entwicklung. Dies ermüdet die Schüler und die Sozialpädagogen und macht alle unglücklich, weil ein Gefühl von Machtlosigkeit und Resignation entsteht. Was können wir tun?

Mit Rotthaus können wir sagen, dass Erziehung nur dann eine Chance zum Gelingen hat, wenn zwischen dem Erzieher und dem Kind eine Vertrauensbasis aufgebaut wird, die dem zu Erziehenden die Gewissheit gibt, den Erzieher als zuverlässigen, hilfreichen Partner zu erleben, der ihn im Erreichen seiner Ziele unterstützt. **Der Schüler muss den Erzieher das Recht zubilligen, ihn zu erziehen.** Ein neuer Paradigmawechsel.

Wenn wir in unseren Vorträgen über Methoden und Werkzeuge zur Förderung der Lernbereitschaft sprechen hören wir oft den Einwand: „Das geht nicht mit unseren Jugendlichen, die sind nicht motiviert“ oder „Zielorientiertes Vorgehen funktioniert nicht mit schwererziehbaren Jugendlichen, die haben keine Ziele, die wollen gar nichts erreichen!“ Es wird aber verschwiegen, dass alle anderen Massnahmen, wie repressives Vorgehen, Strafen und vorstrukturierte Regelanwendung auch keine Verbesserung bringen und Erziehung gar nicht funktionieren kann, wenn der Jugendliche sich vom Erzieher nicht erziehen lassen will. Der Jugendliche ist mit seinem eigenen Willen immer der Stärkere, der jeden Fortschritt boykottieren kann. Diese Weisheit haben wir doch immer und immer wieder erlebt und kommentieren sie mit der Bemerkung: „Der Jugendliche ist nicht motiviert oder die Eltern machen Widerstand. Widerstand gegen was? Gegen das, was die Fachpersonen ihnen verordnen, ohne sich um ihre Meinung zu kümmern.“

Wir kommen zum Schluss der Einführung: „Marcel ist ein unmotivierter Schüler, man kann ihm nichts beibringen!“ Diese Erklärung darf nicht mehr genügen. Wir werden uns bemühen, aus dem unmotivierten Marcel einen motivierten Marcel zu machen, sonst hat sein Aufenthalt im Schulheim keinen Sinn und erzeugt Abwehr, Hass und Gewalt. Erziehung kann aber nur zusammen geschehen. Pädagogen und Schüler müssen einverstanden sein über das Ziel, das es zu erreichen gilt und müssen eine Übereinkunft erarbeiten über den Weg. Für das Lernen, das trotz dieses Vorgehens mühsam und beschwerlich bleibt, ist die Unterstützung und Hilfe des Pädagogen nach wie vor sehr gefragt, er hat die Erfahrung und das Wissen. Es kommt aber nicht darauf an, was der Lehrer sagt, sondern nur, was der Schüler hört. Den Boden zu bereiten auf dem dieses Hören geschehen kann, ist die Hauptaufgabe der Erziehung, das Lernen folgt dann automatisch nach.

3. Lösungsorientierte Grundannahmen und Werkzeuge

3.1. Lösungsorientierte Grundannahmen

Unserer Ansicht nach ist das lösungsorientierte Modell für die pädagogische Arbeit sehr gut geeignet, um mit den Jugendlichen diese gemeinsame Vertrauensbasis zu erarbeiten. Was diese Modell beinhaltet und darüber, wie es entstanden ist und in die Pädagogik übertragen wurde, haben wir früher in mehreren Aufsätzen berichtet. Wir beschränken uns darauf, die wesentlichen Grundannahmen, wie sie für die Heil- und Sonderpädagogik relevant sind nochmals festzuhalten.

*

Wir sagen bewusst: „Wir gehen davon aus,..“ weil wir nicht sagen wollen es ist so. Aus dem Konstruktivismus haben wir gelernt, dass es viele Wahrheiten gibt und dass es viele sehr engagierte und erfolgreiche Pädagogen gibt, die dieser Annahme nicht zustimmen können. Dies können wir akzeptieren, ja wir begrüßen es sogar. Wir, die Autoren, unsere Mitarbeiter und viele Kollegen haben ähnliche Erfahrungen gemacht wie wir und sind auch zur Ansicht gekommen, dass es hilfreich ist, von dieser Annahme auszugehen.

Viele mögen zu Bedenken geben, dass diese Haltung so neu gar nicht sein kann, denn man hat schon vor hundert Jahren gewusst, dass man einen pädagogischen Beruf nur dann ausüben kann, wenn man an das Gute im Menschen glaubt. Einige wesentlich Unterschiede gibt es schon gegenüber früher. Was wir heute anders sehen ist, dass wir uns weniger für das Fehlende interessiert als für das, was schon da ist. Die lösungsorientierten Annahmen bekräftigen den Glauben an „Nicht Pathologie“ und an Gesundheit. Wir glauben, dass jedes Individuum und jede Familie fähig sind, ihre Probleme zu lösen und dass ihnen die Ressourcen zur Verfügung stehen, um dies zu tun. Wir glauben, dass Probleme Herausforderungen sind, mit denen sie lernen, experimentieren und üben können, ihren eigenen Weg zu finden, und wir glauben, dass anstatt unsere Bemühungen darauf zu richten, Pathologie zu erkennen und zu korrigieren, wir uns darauf konzentrieren sollten, Ressourcen und Stärken der Menschen zu stützen und zu vergrößern. Menschen kooperieren und ändern sich eher und leichter in einem Umfeld, das ihre Stärken und Ressourcen unterstützt und ihnen ihre Kompetenzen bewusst macht und weniger, wenn man auf ihre Pathologie und Probleme fokussiert.

Mit diesen Annahmen und Grundlagen im Hinterkopf wollen wir uns nun konkret überlegen, wie wir den sozialpädagogischen Alltag gestalten können, damit weniger Gewalt und Destruktivität und dafür mehr Kooperation und Entwicklung möglich wird.

3.2. Die Aufnahme

Im nächsten Teil unserer Ausführungen wollen wir uns ganz unserem Kernthema Gewaltprävention in stationären Einrichtungen zuwenden und die lösungsorientierten Strategien an Hand eines Fallbeispiels demonstrieren.

Dieser Fall ereignete sich in einem Jugendheim (hier Felsenhof genannt) in der deutschsprachigen Schweiz. In diesem Heim werden männliche Jugendliche aufgenommen, die eine Straftat begangen haben, aber im Zeitpunkt der Tat noch minderjährig waren. Einweiser sind vorwiegend die Jugendanwaltschaften. In dieser Institution können die Jugendlichen noch ihre Schulzeit beenden und intern oder extern eine Berufsausbildung absolvieren. Das Aufnahmealter liegt zwischen 16 und 18 Jahren.

Die Jugendlichen leben in einzelnen Häusern, die sehr weiträumig auf dem Areal verstreut sind. Die 8-10 Jugendlichen werden von 4 Sozialpädagogen betreut. Jeder Sozialpädagoge ist für 1-2 Jugendliche Bezugsperson. Der Sozialpädagoge macht die Einzelgespräche und ist bei den Standortbestimmungen dabei.

Fernando (16-jährig) ist von der Jugendanwaltschaft angemeldet worden, er hat bei einer Schlägerei in der Innenstadt, einen 14-jährigen Türken brutal zusammengeschlagen, der mit einem Schädelbruch hospitalisiert werden musste. Heute findet das Aufnahmegespräch statt. Daran nehmen teil: Fernando, seine Mutter, der Jugendanwalt und von der Seite der Institution: der Erziehungsleiter und ein Sozialpädagoge, zukünftige Bezugsperson von Fernando.

Die Mitarbeiter der Institution müssen sich im Voraus im Klaren sein über ihre Strategie bei der Aufnahme. Einer der Hauptsätze des lösungsorientierten Modells heisst: „Find out what the client wants and take seriously what he says.“ Wir können davon ausgehen, dass Fernando gezwungenermassen und ohne innere Begeisterung in den Felsenhof eintritt und dass er diesem Aufnahmegespräch mit Abwehr und Passivität begegnen wird. Diese Haltung ist vom Jugendlichen aus gesehen durchaus verständlich und hat nichts mit uns zu tun. Wir müssen tunlichst vermeiden, dem Jugendlichen diese Haltung ausreden zu wollen, im Gegenteil, so paradox wie das klingt, sie ist der Boden der zukünftigen Zusammenarbeit.

Als Erziehungsleiter würde ich das Aufnahmegespräch mit Fernando wie folgt beginnen: „Ich begrüsse Euch alle zu diesem Gespräch, im speziellen Fernando, ich beeindruckt, dass du gekommen bist, denn ich habe gehört, dass du vom Eintritt in den Felsenhof gar nicht begeistert bist. Was hat dich bewogen, der Einladung Folge zu leisten?“ Wir werden ihm sein Gefühl, einem Zwang unterworfen zu sein, nicht ausreden, werden aber dem Jugendanwalt den Auftrag geben, diesen Zwang zu formulieren. Er platziert den Jugendlichen und entscheidet, wenn er wieder raus kann, nicht die Institution. Wir haben mit der Platzierung nichts zu tun, unsere Aufgabe besteht darin, mit dem Jugendlichen den Alltag zu gestalten, Schule zu machen und neue Verhaltensmuster einzuüben, damit es draussen nicht mehr zu Gewalttätigkeiten kommt. Diese Aufgabentrennung ist wichtig und hilft uns im Alltag, wenn der Jugendliche den Erziehern Vorwürfe macht. Ich würde die Mutter einbeziehen in das Gespräch und sie fragen, woran sie merken würde, wenn die Zeit gekommen wäre, dass Fernando die Unterstützung des Felsenhofs nicht mehr brauchen würde. Was würde Fernando dann,

im Moment der Entlassung tun, was er heute noch nicht kann? Diese Frage müsste auch der Jugendanwalt beantworten, er sollte die Dauer des Aufenthaltes an den Veränderungen anbinden und nicht im vornherein festlegen. Mitteilungen an den Jugendlichen: „Du wirst jetzt noch zwei Jahre bis zum Ende der Schulzeit herbleiben!“ sind nicht hilfreich, weil sie willkürlich sind und weil ihnen der Geruch von „eine Strafe absitzen“ anhaftet. Wir Pädagogen und die Jugendliche brauchen konkrete Ziele, die gemessen werden können und klar zu erkennen geben, dass die Zeit des Austritts gekommen ist. Natürlich würde ich Fernando in dieses Gespräch miteinbeziehen und ihm ähnliche Fragen stellen. Es ist aber möglich, dass er überhaupt nicht antwortet und sich querstellt. Wir nehmen ihn trotzdem auf und betrachten die Tatsache, dass er überhaupt erschienen ist als ersten Schritt auf dem Weg zu einer Zusammenarbeit. Wir würden eine Eintrittsphase im Sinne einer Probezeit von 3 Monaten vereinbaren mit dem Ziel herauszufinden, ob eine Kooperation gefunden werden kann. Bereits jetzt vereinbaren wir einen Termin für ein neues Gespräch mit den Beteiligten. Wenn Fernando schweigt und sich am Gespräch über die ersten Schritte nicht beteiligt, weil er sich überhaupt noch nicht vorstellen kann in diesem „Jugendknast“ eine Entwicklung zu machen, würde ich die Ziele, die von der Mutter und vom Jugendanwalt formuliert wurden aufnehmen und auch ich als Erziehungsleiter würde mein Ziel formulieren zum Beispiel so: „Unser Ziel wäre, dass Fernando in 3 Monaten noch im Felsenhof ist und auf einer Skala von 1-10, wenn 10 bedeutet: Fernando macht super mit und 1 bedeutet er verweigert sich, dass ich bei meiner persönlichen Beurteilung auf der 3 bin.“

3.3. Zielorientierte Gespräche

Wenn wir mit dem lösungsorientierten Modell arbeiten sind Einzelgespräche mit den Klienten von grosser Wichtigkeit. Sie gehören zum pädagogischen Grundsetting der Institution und hängen nicht davon ab, was im Alltag geschehen ist. Gespräche werden also nicht nur dann geführt, wenn der Jugendliche etwas ausgefressen hat, sondern sie sind Teil des normalen pädagogischen Umgangs. Diese Gespräche werden nach der Technik der lösungsorientierten Kurzzeittherapie geführt. Diese Gesprächsform ist in früheren Publikationen erläutert worden. Wir fragen zuerst, was besser geworden ist, wir benützen die Skalafragen, die Wunderfragen, die in den Büchern von Steve de Shazer und Insoo Kim Berg ausführlich dargestellt sind. Mit diesen Gesprächen wird der Boden der Zusammenarbeit geschaffen, der spätere pädagogische Interventionen der Sozialpädagogen erst möglich macht. In diesen Gesprächen bemühen wir uns, dem Jugendlichen gut zuzuhören, ernst zu nehmen, was er sagt und ihn immer wieder zu fragen, wie sich die Situation für ihn ausgewirkt bzw. verändert hat.

Das folgende aufgezeichnete Gespräch ist ein Einzelgespräch zwischen Fernando und dem Sozialpädagogen, der am Aufnahmegespräch teilgenommen hat und seine Bezugsperson geworden ist.. Der Jugendliche ist seit drei Wochen in der Institution, er hat den Ruf, unmotiviert und widerspenstig zu sein. Das Gespräch findet an einem Sommerabend auf dem Balkon des Gruppenhauses statt.

S: Fernando, ich möchte Dich zu diesem Einzelgespräch begrüssen und dir erklären, wie das bei uns funktioniert. In diesen Gesprächen wollen wir vorallem auf dich

hören und erfahren, was dir hier gefällt und was deine Ziele sind für die nächste Zeit, damit wir dir behilflich sein können, diese zu erreichen.

F: Ja, ja ich weiss, sie wollen meine Ziele wissen, ich glaube ihnen aufs Wort, mein Ziel ist, auf dieser Terrasse in der Sonne zu liegen und in Ruhe einen Joint zu rauchen und nichts anderes.

S: Ok, ich glaube dir das, und wie wäre das gut für dich?

F: Ich würde mich wohl fühlen und all diesen Scheiss hier um mich herum vergessen, ich könnte abschalten und entspannen.

S: Entspannen und Abschalten ist etwas Wunderbares, ich brauche das auch von Zeit zu Zeit, es bringt mich auf andere Gedanken und gibt mir Gelegenheit zu planen. Hast du auch Pläne für die Zukunft?

F: Ich habe Ihnen schon oft gesagt, dass ich hier raus will, und ein freies Leben führen will.

S: Ich habe volles Verständnis für deinen Wunsch, es ist tatsächlich schwierig für dich hier sein zu müssen, ohne dass du das willst. Kann ich Dir irgendwie behilflich sein, besser mit dieser Situation zurechtzukommen.

F: Sie können mir sicher nicht helfen, sie halten mich ja hier fest, wegen euch ist all der Scheiss hier!

S: Glaubst du das im Ernst? Auch unser Ziel ist es, dass du möglichst rasch wieder in die Freiheit kannst und dein Leben nach eigenem Gutdünken führen kannst. Wie glaubst du, könntest du den Jugendanwalt überzeugen, dass die Zeit für deine Entlassung gekommen ist.

F: Der Vollidiot, der kommt sowieso nicht draus, wie das Leben für uns heute ist, er spricht immer nur von Lehre, Arbeit., Disziplin, mit dem habe ich nichts am Hut.

S: Es ist tatsächlich schwierig für Herrn A., die Jugend von heute zu verstehen, aber nicht nur für ihn, auch für Menschen in meinem Alter ist es nicht einfach drauszukommen.

Wenn ich dich besser verstehe, könnte ich dir eher helfen, dass du möglichst schnell rauskommst.

F: Ich will für mich allein verantwortlich sein, verstehen sie, eine eigene Wohnung haben, wo mir niemand dreinredet, ich brauch Kohle, damit ich in die Disco kann und die Dinge kaufen kann, die ich brauche., eine Harley, Coks und solche Sachen.

S: Wow, das ist je ein ganzer Katalog von Wünschen, da müsste ja fast ein Wunder passieren, wenn das sofort erreicht würde. Es ist sicher ein gutes Ziel, ganz allein für sich verantwortlich werden zu wollen, darin werde ich Dich unterstützen.

Gehen wir nun davon aus, dass du auf dieses Ziel hin arbeitest, es steht dir noch ein Weg bevor, bis du dort bist. Stell dir diesen Weg vor, wie eine Skala von 1-10, die 10 wäre das Ziel, wenn es erreicht ist und 1, die Situation, als du hierher in den Felsenhof gekommen bist. Wo auf der Skala befindest du dich jetzt.

F: Auf 1,2

S: OK, da hast du bereits einen kleinen Fortschritt von 0.2 Einheiten gemacht. Wie ist er zustande gekommen?

F: Dieses Gespräch hat mir geholfen.

S: Das freut mich, Wie hat es dir geholfen?

F: Vielleicht ist es doch möglich, dass ich hier rauskomme!

S: Ja sicher kommst du hier raus, und zwar möglichst rasch. Ich stelle dir nun eine wichtige Frage: „Wo auf der Skala müsstest du sein, damit der Jugendanwalt deiner Entlassung aus dem Felsenhof zustimmt?“

F: Hmm, keine Ahnung....., der kommt sowiesoja ich glaube auf 5,3 müsste ich sein.

S: ok, ich bin beeindruckt, wie genau du deine Situation beurteilen kannst. Ich bin sicher, du hast gute Gründe, dass du genau diese Zahl wählst.

F: Ja, ich muss sicher etwas über der Hälfte sein und irgendwie auch beweisen, dass ich mich verbessert habe. Was glauben denn sie, wo auf der Skala ich jetzt bin und wo ich sein müsste für den Jugendanwalt?

S: Ich finde, du bist jetzt auf 3 und das Ziel 5,3 ist ok für mich.

F: Wieso auf 3, wie kommen sie darauf?

S: Ich glaube du hast jetzt begriffen, wie es weitergeht, dass nicht wir dich hier festhalten, und dass du bald hier rauskommst, wenn wir dem Jugendanwalt konkrete Verbesserungen melden können. Ich habe das Gefühl, dass du jetzt mit mir zusammenarbeiten willst und nicht gegen mich bist.

F: ok, wahrscheinlich haben sie recht

S: Noch eine Frage. Du kennst das Sprichwort: Die Reise nach China beginnt mit dem ersten Schritt vor der Haustür. Auf diesem Weg Richtung 5,3, der die Entlassung bedeutet, was ist dein erster Schritt?

F: Ja das ist ganz klar, ich müsste abends zur Zeit zurückkommen und keinen Scheiss bauen im Ausgang. Ich dürfte nie mehr von den Bullen hierher zurückgebracht werden.

S: In welchem Zeitraum willst du das erreichen?

F: Ja, sofort, das darf überhaupt nicht mehr vorkommen.

S: Ich bin beeindruckt von deinem Willen und in deiner Stimme höre ich Entschlossenheit. Ich hoffe, dass dir das gelingt

F: Ich bin ziemlich sicher! und dann wäre ich schon bald auf 5,3

Der Sozialpädagoge ist schon zu Beginn des Gesprächs ernsthaft auf den Jugendlichen eingegangen ist und hat seine provokativ wirkenden Äusserungen über Drogenkonsum auf der Terrasse aufgenommen und ins Positive umgedeutet. Damit wurde ein erster Schritt in Richtung Kooperation gemacht. Der Jugendliche hat uns immerhin mitgeteilt, was seine Ziele sind und wie er sie zu erreichen sich vorstellt. Der Sozialpädagoge hätte auch folgendermassen antworten können: „ Ja, das habe ich schon einmal gehört, das geht aber nicht, wir können Drogenkonsum im Felsenhof nicht erlauben, es ist gegen die Regeln. Und dann hätte sich der Dialog wahrscheinlich so entwickelt:

F: Ja diese Scheissregeln machen mich kaputt, ich will raus hier und mein eigenes Leben führen und für mich verantwortlich sein.

S: Ich habe volles Verständnis für deinen Wunsch, es ist tatsächlich schwierig für dich hier sein zu müssen, ohne dass du das willst, aber im Moment können wir es noch nicht verantworten, dich rauszulassen. Kann ich Dir irgendwie behilflich sein, besser mit dieser Situation zurechtzukommen.

F: Sie können mir sicher nicht helfen, sie halten mich ja hier fest, wegen euch ist all der Scheiss hier!

Damit sind wir wieder in dem unseligen Kreislauf: Der Sozialpädagoge will etwas und der Jugendliche macht Opposition, die Entwicklung wird blockiert.

Das Gespräch hat in der Art der ersten Fassung stattgefunden, Sozialpädagoge und Jugendliche haben eine, wenn auch noch schwache Basis der Zusammenarbeit gefunden und beide haben Hoffnung geschöpft, dass eine Veränderung möglich ist. Mit dieser Hoffnung ist auch eine Gefahr verbunden, nämlich zu glauben, dass diese Absichtserklärungen genügen, um neue Verhaltensmuster zu verwirklichen. Dem ist aber nicht so, die harte Arbeit steht dem Jugendlichen erst bevor. Wir haben wohl in der Vorstellung neue Verhaltensmuster konstruiert, aber es braucht Zeit und Geduld, um sie zu erreichen. Diesen Weg, der immer auch Rückschläge beinhaltet, mit dem Jugendlichen vorwärts zu gehen und ihn zu unterstützen ist eigentlich das Kernstück der pädagogischen Arbeit. Visionen, Ziele und Absichtserklärungen sind erst der fruchtbare Boden, der die pädagogische Arbeit möglich macht..

3.4. Gruppenkultur

Menschen neigen im allgemeinen dazu, erfolgreiches Verhalten zu wiederholen. Dies trifft leider auch zu, wenn das Verhalten negativ ist. Es ist erwiesen, dass Jugendliche, die in ihrer Familie erlebt haben, dass man mit Gewalt etwas erreichen kann, zu Gewalttätigkeit neigen. Für Pädagogen, deren Aufgabe es ist, verhaltensgestörte Jugendliche zu sozialisieren, ist dieser Aspekt sehr wesentlich. Wer in stationären Einrichtungen arbeitet, die "Schwererziehbare" aufnehmen, hat die Erfahrung gemacht, dass automatisch eine Hierarchie unter den Jugendlichen entsteht, die sich leider meist an negativen Verhaltensweisen orientiert. Mit anderen Worten, wir beobachten, dass in der Regel derjenige Jugendliche den höchsten Rang einnimmt, der am meisten Unfug macht, sich am wenigsten um die Regeln kümmert und am ehesten Gewalt anwendet. Er entwickelt sich zum Führer, wer sich ihm angleicht, hat am meisten Chancen, in der Gruppe an Ansehen zu gewinnen. Wie können wir diesen Kreislauf unterbrechen? Diese Frage zu beantworten und entsprechend handeln zu können, müsste ein wichtiges Anliegen jedes Pädagogen sein.

Das lösungsorientierte Modell ist für diese Thematik besonders hilfreich. Das Modell geht davon aus, dass wir möglichst vermeiden, die Probleme zu erörtern und „aufzuarbeiten“ Dadurch, dass wir Pädagogen weniger über den Unfug und die Delikte, dafür mehr über Erfolge und Entwicklungen reden, verlieren die negativen Thema automatisch an Wichtigkeit. Jugendliche, die uns viel Probleme machen, erhalten nicht mehr Aufmerksamkeit als solche, die zielstrebig arbeiten, und wir sind ebenso erregt und beeindruckt von den positiven Entwicklungen der Jugendlichen, wie von deren Unfug und Misserfolg.

Es geht also darum, die Hierarchie der Gruppe umzukehren: Wer erfolgreich an seiner Entwicklung arbeitet, soll zuoberst stehen. Ein utopisches Ziel? Wir möchten immer wieder darüber nachdenken, wie wir in unseren Institutionen eine neue Art von **Gruppenkultur** erreichen können.

In der Werkschule Grundhof haben wir herausgefunden, dass die Art, wie die Gruppengespräche im Rahmen der **Hausversammlungen** (HV)) stattfinden, einen wesentlichen Einfluss haben auf diese Gruppenkultur. Früher, bevor wir lösungsorientiert gearbeitet haben, waren unsere Hausversammlungen geprägt von einer negativer Stimmung. Niemand wollte, dass die HV stattfände, sie wurde sabotiert, und je schneller sie vorbei war, desto besser. Die Jugendlichen waren nicht in der Lage, sich zuzuhören, sie werteten sich gegenseitig ab und reagierten rücksichtslos und zynisch. Wir hatten damals eine Klagekiste in unserer Institution. Wenn jemandem etwas nicht passte, legte er einen Zettel in die Kiste, die dann an der HV ausgeleert wurde. Wir redeten nur über Probleme, und am Schluss der HV hatten alle den Eindruck, wir seien eine problematische Gruppe. Es war niemandem wohl. Solche Ausprachen helfen nicht, die Kooperation unter den Jugendlichen zu verbessern, weil die Probleme im Mittelpunkt stehen, und dadurch verstärkt und nicht wie erhofft, abgebaut werden.

Was haben wir verändert? Wir haben unseren Blickwinkel geändert, wir schauen nicht mehr nur auf die Probleme, sondern auf das, was funktioniert. Und wie das half!

Sozialpädagogische Strukturierung eines Gruppengesprächs

Die Gruppe (10 Jugendliche, 3 Sozialpädagogen und gelegentlich noch Praktikanten) trifft sich alle 3 Wochen zur Hausversammlung. Die Daten der HV werden lange im voraus bekanntgegeben. Sie sind obligatorisch und dauern etwa eine gute Stunde von 20:15 Uhr bis 21:15 Uhr, zum Abschluss gibt es einen Dessert. Wenn die Jüngeren ins Bett gegangen sind, bleiben die Älteren (ab 16-jährig) noch zurück, und es gibt eine Gesprächsrunde der „Erwachsenen“ mit etwas Besonderem zu essen und zu trinken. Sie hat einen Stammtischcharakter, man plaudert über dies und das. Die HV hingegen ist ziemlich strukturiert, wie aus dem nachfolgenden Bericht ersichtlich wird.

Zuerst gibt es eine **erste Gesprächsrunde**, in der jeder, einschliesslich der Mitarbeiter, eine Gegebenheit der letzten drei Wochen erzählt, die für ihn erfreulich war. Die Teilnehmer dürfen nachfragen, wenn sie mehr wissen wollen.

Beispiel einer ersten Gesprächsrunde an der Hausversammlung:

Schüler 1 : Ich hatte ein gutes Wochenende, keinen Streit mit der Mutter, sondern ein gutes Gespräch mit Ihr.

Mitarbeiter : Habt Ihr oft gute Gespräche zusammen?

Schüler 1 : Ja, in den letzten Ferien und als ich Geburtstag hatte, an den Wochenenden haben wir es aber oft schwierig zusammen.

Schüler 2 : In der Schule ging es mir sehr gut diese Woche, am Mittwoch hatte ich das Wochenziel schon fertig.

Mitarbeiter 1 : Für mich war es lässig in der letzten Turnstunde, wie alle beim Fussballspielen sich einsetzten. Ich freue mich schon aufs Fussballspiel mit dem Dorf.

Schüler 3 : Ich habe letzte Woche als Automechaniker geschnuppert und kam super aus mit den Arbeitern. Es war eine lässige Woche.

Schüler 2: War es streng ?

Schüler 3 : Es war anstrengend für mich, konzentriert zu bleiben, wenn ich nur zuschauen konnte. Bei vielen Arbeiten konnte ich noch nichts beitragen. Es war auch mühsam, so viel zu stehen. Ich durfte mich nie setzen.

Mitarbeiter 2 : Für mich war am Dienstagnachmittag das Arbeiten draussen bei Sonnenschein schön. Es herrschte eine arbeitsame und lockere Stimmung.

So geht diese Runde weiter, jeder ist aufgefordert, etwas zu sagen.

In einer **zweiten Gesprächsrunde** fragen wir, ob jemand eine Angelegenheit der ganzen Runde mitteilen wolle. Hier können auch Probleme zur Sprache gebracht werden.

Beispiel einer zweiten Gesprächsrunde an der Hausversammlung

Schüler 1 : Ich habe nichts.

Schüler 2 : Ich möchte wieder einmal sagen, dass alle anklopfen müssen, wenn sie zu mir ins Zimmer kommen wollen.

Mitarbeiter: Was könntest Du tun, damit dies klappt? Hast Du oder jemand anders eine Idee?

Schüler 3 : Du könntest einen Zettel an die Türe heften: Bitte anklopfen.

Schüler 2 : Dies kann ich ja ausprobieren. Okay.

Mitarbeiter : Es ist Zeit, wieder einmal ein Ping-Pong-Turnier zu spielen. Ich habe eine Auslosung vorbereitet und möchte die Auslosung nach dieser Runde vornehmen.

Schüler 3: Nichts.

Schüler 4 : Ich möchte, dass man mir nicht mehr Mäti sagt, sondern Matthias.

Schüler 2 : Aber Du selbst hast Dich doch so genannt.

Schüler 4 : Ja, das stimmt, ich möchte es jetzt aber nicht mehr. Es passt nicht mehr. Ich habe im Einzelgespräch darüber gesprochen, und wir haben abgemacht, dass ich es an der Hausversammlung bringe und Euch bitte, Euch daran zu halten.

Mitarbeiter : Das ist aber schwierig für mich, ich habe mich so an Mäti gewöhnt.

Schüler 3 : Ich hätte eine Idee! Matthias könnte bei jedem, der ihm weiter Mäti sagt, ein Schoggistängeli verlangen.

Schüler 4 : Oh ja, das ist eine gute Idee!

Mitarbeiter : Ich bin einverstanden. Ich werde wahnsinnig aufpassen, dass ich kein Schoggistängeli zahlen muss.

Diese Vereinbarung klappte recht gut, hie und da bekam Matthias ein Schoggistängeli; vor allem aber war er allen sehr bald als Matthias bekannt. Der wichtige Aspekt in dieser Sache war der, dass sich auch die Mitarbeiter konsequent an die neuen Regelung hielten und ein Schoggistängeli gaben, wenn sie Matthias beim alten Namen nannten.

Schüler 5 : Können beim Ping-Pong-Turnier die Mitarbeiter auch den Pokal gewinnen, dann habe ich nämlich keine Chance.

Mitarbeiter : Ich werde am Schluss genau erklären, nach was für Regeln wir spielen werden. Den Pokal können nur die Schüler oder Lehrlinge bekommen. Seid ihr damit einverstanden?

Schüler 5 : Ich finde das gut, aber ich möchte schon, dass die Mitarbeiter regulär mitspielen, ich finde das spannender.

In dieser Art geht die zweite Gesprächsrunde vor sich. Es gibt auch immer einige, die nichts vorbringen.

In einer dritten Gesprächsrunde erzählt eine Person (Schüler, Lehrling oder Mitarbeiter) aus ihrem Leben. Ein neuer Schüler erzählt, warum er in den Grundhof gekommen ist, und was er hier zu erreichen hofft. Meist hören wir dann von seiner Leidensgeschichte in der Regelschule oder von seinem schwierigen Aufwachsen in seiner Familie. Oder ein Lehrling erzählt von seinem Eintritt in die Lehre, was sich für ihn alles verändert hat, und was er glaubt, wie der Grundhof ihm noch helfen kann, um die Lehre erfolgreich bestehen zu können. Die Mitarbeiter, (vor allem die neuen Praktikanten) erzählen aus ihrem Leben, warum sie den Beruf des Sozialpädagogen ergreifen wollen, und warum sie gerne in dieser Institution arbeiten möchten.

Wir glauben, dass der Wert dieser Gespräche über Erfolge, Ziele und persönliches Erleben auf die Stimmung im Haus nicht zu überschätzen ist. Durch diese persönlichen Gespräche entstehen menschliche Verbindungen unter den Jugendlichen und zwischen den Jugendlichen und den Pädagogen. Man weiss mehr vom andern, man weiss, dass auch der Kollege oder der neue Mitarbeiter sich bemüht, dass es aber manchmal auch sehr mühsam für ihn sein kann. Man respektiert sich mehr; die Folge ist weniger Gewalt. Vertrauen und Zuversicht erhalten einen Boden, an Stelle von Wichtigtuerei und vermeintlicher Stärke

Im Rahmen der Schule führen wir neuerdings **Quartalsgespräche** durch. Zu Beginn eines Schulquartals bekommen alle Schüler die folgenden 3 Fragen zur Beantwortung:

1. Was hast Du im vergangenen Quartal erreicht? Vergleich es mit Deinen Zielen vom letzten Quartal.
2. Was soll im neuen Quartal so bleiben, was hast Du erreicht, was machst Du gut?
3. Welches sind Deine Ziele im neuen Quartal, was willst Du verändern?

Diese Gespräche werden auf Video aufgezeichnet, und der Schüler muss beim nächsten Quartalsgespräch, das Erreichte mit den damals genannten Zielen vergleichen. Dies gibt Verbindlichkeit und Ernsthaftigkeit. Der Schüler hütet sich, Ziele zu nennen, die er nicht anzustreben gedenkt, nur um den Lehrer zufriedenzustellen. Jeder Schüler hört vom andern, dass er sich anstrengen und schulisch etwas erreichen möchte. Das verändert die Atmosphäre in Richtung ernsthaftem Bemühen.

3.5. Unterrichtsgestaltung

Die Schüler hängen gelangweilt in den Bänken und warten mit einer „es scheisst mich an“ Stimmung darauf, was die Lehrer sich wieder ausgedacht haben. Die Lehrerinnen versuchen solche Situationen zu überspielen und geben sich grosse Mühe, den Unterricht für die Schüler interessant zu gestalten, sodass sich eine Lektion manchmal fast wie eine Unterhaltungssendung anfühlt. Trotzdem gelingt es nur selten diese Einwegkommunikation zu durchbrechen. Die Passivität bleibt, und die Lehrer werden immer frustrierter.

Unserer Meinung nach müssten die Schüler mehr arbeiten als die Lehrer. Vielleicht hat uns der Begriff der Schulpflicht diese Schwierigkeiten eingebrockt. Schule müsste als Chance erlebt werden und nicht als Pflicht. Eine andere Haltung, der wir immer wieder begegnen, hemmt unsere Arbeit: „Wenn du nicht gut tust, kommst du zur Strafe ins Heim!“ Wenn unser differenziertes pädagogisches Angebot als Strafe empfunden wird, wie soll sich der Schüler dann positiv einstellen können? Die Art und Weise wie wir über Dinge reden, welche Worte wir wählen, verrät, was wir darüber denken.

Im Grundhof haben wir begonnen, von einem Privileg zu sprechen. Wir glauben, dass es für einen Schüler, der in der Regelschule nicht zurechtkommt, ein Privileg ist, in unserer Sonderschule zur Schule gehen zu dürfen, und wir sind bestrebt, ihm diese Sicht zu vermitteln.

Wir versuchen das Lehrer-Schülerverhältnis umzukehren. Der Schüler bzw. seine Eltern wollen etwas vom Lehrer und nicht umgekehrt. In meiner Rolle als Lehrer und Erzieher konfrontiere ich mich täglich mit der Frage: „Was will der Schüler von mir“ und ich trete ihm gegenüber in dieser Haltung auf. Wir bieten ein Produkt an, nämlich Lernen und der Schüler kauft es, er ist der Kunde. (Wenn er es auch bezahlen müsste, wäre diese Umkehr noch plausibler) Dieses, dem betriebswirtschaftlichen Marketing entlehene Denken, zwingt uns zu überlegen, wie unser schulisches Angebot gestaltet werden soll, damit es bei den Kunden ankommt, aber kaufen muss der Schüler (bzw. seine Eltern oder deren Stellvertreter). In diesem Sinn ist die heutige Entwicklung zu autonomen Schulstrukturen sehr zu begrüßen. Wenn Eltern und Schüler heute schon wählen könnten, wo sie zur Schule gehen möchten, würde eine kreative Konkurrenz entstehen unter den Schulen. Dieser Aspekt ist aber weniger wichtig als die Tatsache, dass die Verantwortung für die Wahl und für das Lernen auf den Schüler überginge.

Wenn ein angemeldeter Schüler nach den Schnuppertagen bei uns zum Aufnahmegespräch kommt, fragen wir ihn: „Du hast nun die Gelegenheit gehabt während einer Woche in unserer Schule zu schnuppern, Du hast alles mitgemacht. Könntest Du Dir vorstellen, auf den Beginn des nächsten Schuljahrs bei uns einzutreten? Wenn er ja sagt, fragen wir ihn: „Was glaubst Du, wird Dir vom Grundhofangebot am meisten helfen, Deine Schulprobleme zu meistern?“ „Was willst Du erreichen, wie würdest Du am Ende des Aufenthaltes merken, dass es Sinn gemacht hat, hier zur Schule zu gehen?“ All diese Fragerei dient weniger dazu, Informationen zu erhalten, als ihm klarzumachen, dass der Erfolg **sein Erfolg** sein wird und von seinem Einsatz abhängt. Dem Eintritt des Schülers in unsere Schule liegt ein vertragliches Denken zu Grunde. Die Vertragsbedingungen hat der Schüler in einer Schnupperwoche erleben können, er weiss, wozu er ja sagt und wir rufen ihm das immer wieder in Erinnerung, wenn er nach einigen Monate an unserem Angebot nicht mehr so grossen Gefallen findet.

Die Arbeit mit dem Wochenziel

Die Arbeit mit Wochen- und Lektionszielen ist natürlich keine Errungenschaft von uns, sie gilt allgemein als anerkannte Methode, aber sie dient unserem Ziel, die Schüler für ihr Lernen verantwortlicher zu machen. Der Unterricht bei uns teilt sich auf in Zeiten des individuellen Arbeitens an den Wochenzielen und in Zeiten des gemeinsamen Unterrichts in Gruppen. (Sach- und Umweltkunde, Turnen, Singen, Zeichnen usw.). Der Lehrer formuliert für die Fächer Rechnen, Geometrie, Deutsch und Französisch individuelle Wochenziele für jeden Schüler. Die Schüler werden miteinbezogen und befragt, aber der Charakter des Wochenziels ist doch ein Auftrag, den der Schüler bekommt, der erfüllt werden muss. Die Lehrerin schreibt dem Schüler zu einem Thema Übungsmaterial vor, das er bearbeiten muss. Am Schluss der Woche macht der Schüler einen kleinen Test, damit festgestellt werden kann, ob er den Stoff begriffen hat. Die Arbeit am Wochenziel bringt die bekannte "Unruhe" mit sich, da nicht alle am selben Thema arbeiten, ihren Arbeitsplatz oder Lerninhalt mehrmals wechseln und individuell betreut werden. Daneben sind die Schüler an ihrem Lernen viel interessierter, übernehmen weitgehend die Verantwortung dafür und sind erpicht darauf, ihr Wochenziel unbedingt zu erreichen. Widerstände gegenüber dem Lehrer, der einen andauernd mit mühsamen Aufgaben quält, fallen weg. Die Rolle der Lehrkräfte wechselt von der abgewiesenen Autorität zur beratenden Unterstützung. Die Energien von Lehrer und Schüler konzentrieren sich auf den Stoff und werden nicht in Machtkämpfen verpufft. Der Unterricht ist schülerzentriert und fordert diese auf, sich mit dem eigenen Lernverhalten auseinanderzusetzen. Wie lange kann ich an derselben Arbeit verweilen, bevor ich müde werde? Was kann ich allein erledigen, und wo brauche ich Hilfe? Wie ist mir heute zumute? Was muss ich tun, damit ich morgen leistungsfähiger bin? Solche und ähnliche Fragen tauchen für den Schüler unweigerlich auf, wenn sich der Lehrer zurücknimmt und die Verantwortung für die schulische Entwicklung weitgehend dem Schüler überlässt.

Es soll noch einmal betont werden, dass dies nichts mit weniger Interesse am Schüler und an seinen Fortschritten zu tun hat. Die Haltung ist geprägt vom Wissen, dass jeder Mensch seine Möglichkeiten in sich trägt, und dass eine von aussen aufgepfropfte Anleitung immer problematisch ist, da sie sich nur sehr selten mit den Vorstellungen des

zu Erziehenden deckt. Diese Zurückhaltung erfordert eine grosse Nähe zum einzelnen Kind und eine noch grössere Selbstdisziplin des Erwachsenen. Man könnte auch sagen, es geht um die Balance zwischen pädagogischem Zugriff und pädagogischer Zurückhaltung, so wie es Paul Moor definiert.

Die Haltung, die dahinter steht - nämlich das Heruntersteigen vom Expertenstuhl und das Hineinschlüpfen in die Rolle des Beraters und Begleiters - kommt in der schulischen Förderung besonders stark zum Ausdruck.

Die Zielorientierung im Werkunterricht

Wie der Name der Schule schon sagt, hat der handwerkliche Unterricht in der Werkschule Grundhof einen hohen Stellenwert. An drei von vier Nachmittagen werden Arbeiten in der Werkstatt, am Haus und im Garten erledigt. Der Nachmittag dauert gute drei Stunden mit einer Pause. Neben den handwerklichen Fähigkeiten sollen die Schüler so eine berufsnahen Arbeitshaltung und die nötige Ausdauer erlernen. Grundsätzliche Überlegungen unserer Werklehrer haben das Vorgehen immer wieder verändert, ein Prozess, der auch heute noch im Gange ist und eigentlich nie fertig zu sein braucht. Die Idee, dass die Schüler ein Ziel definieren, das sie an diesem Nachmittag erreichen wollen, besteht immer noch. Zuerst haben wir die Schüler über ihre Ziele befragt, aber es hat sich mit der Zeit herausgestellt, dass sie in der Definition von Zielen nicht sehr kreativ waren. Das kommt daher, dass sie die Berufs- und Arbeitswelt noch nicht kennen, und auch nicht wissen, was dort verlangt wird. Unsere Werklehrer haben daher eine Liste angefertigt mit Fähigkeiten, die man im Berufsleben als Lehrling braucht. Die Ziele lauten zB. Durchhalten, auch wenn mir die Arbeit nicht gefällt. Im angemessenen Tempo arbeiten. Mit dem Werkzeug korrekt umgehen, etc. Zu Beginn des Werknachmittages erklären die Lehrer die Arbeit. Dann fragen sie den Schüler, welches der Ziele, die auf farbigen Kärtchen aufgeschrieben sind, er wählen wolle, um sich in diesem Bereich zu verbessern. Am Schluss des Nachmittags machen die Lehrer eine Auswertung, Schüler und Lehrer (evtl. auch die Mitschüler) geben ihre Beurteilung ab und auf der Skala von 1-10 wird ein Wert für den Nachmittag gemeinsam festgelegt

Die Gespräche über das Lernen

In einer früheren Publikation haben wir dargelegt (5), dass wir mit der Einführung des lösungsorientierten Modells begonnen haben, mit den Schülern über ihr Lernen und ihre Entwicklung zu sprechen. Wir führen Einzel- und Gruppengespräche. Wir haben die Schüler über ihr Lernen in der Schule, über ihre Fortschritte und Erfolge befragt. Die Antworten haben uns zuerst einmal verwirrt, denn sie stellten viele unserer bisherigen Annahmen in Frage. Wir merkten, dass unsere Schüler nur einen Wunsch haben, in der Schule erfolgreich zu sein, vorwärts zu kommen und einen Beruf zu lernen. Sie sind bereit zu arbeiten, wenn nur einigermaßen die Hoffnung besteht, dass sie Erfolg haben. Keine Spur von Widerstand, von Rebellion und Unwilligkeit, aber viel Angst und wenig Hoffnung darauf, dass wir Lehrer bereit sind, sie so anzunehmen, wie sie sind, und mit ihnen Schritt für Schritt ihren Lernweg zu gehen. Sie zeigen uns, dass wir uns ganz auf ihre speziellen Bedürfnisse einstellen müssen. So können wir unsere bisherige Haltung: „Ich weiss schon, was gut ist für dich“, loslassen und zu Fragenden werden, mit der

inneren Gewissheit, dass der Schüler uns zeigt, wohin sein Lernweg führt, und wie schnell er diesen Weg zu gehen in der Lage ist. Wir sind heute der Meinung, dass die Lehrer-Schüler Gespräche nach einem festen Plan stattfinden müssen, unabhängig von den Ereignissen im Klassenzimmer. In unserem Konzept sind die Gespräche nicht freiwillig, müssen aber aus Zeitgründen oft ausserhalb des Stundenplans abgehalten werden. Die Schüler erscheinen auch in ihrer Freizeit zu den Einzelgesprächen, wenn sie die Erfahrung machen, dass diese Gespräche hilfreich sind für sie. Die Schüler stehen im Mittelpunkt, der Lehrer beschäftigt sich mit ihnen, fragt sie nach ihren Meinungen, ohne zu kritisieren oder zu urteilen. Wenn wir Pädagogen die Einzelgespräche nicht dazu verwenden, um dem Schüler die Wahrheit zu sagen, sondern ihm zuhören, um seine Wahrheit zu erfahren, entsteht dieses dialogische Verhältnis, von dem Martin Buber spricht und das eine Grundvoraussetzung ist, dass der Schüler hört, was der Lehrer sagt.

4. Pädagogische Konzepte-Philosophie

Im Laufe unserer Beratungstätigkeit in Institutionen ist uns aufgefallen, dass in den meisten Einrichtungen sehr viel über die Strukturen und viel weniger über die Inhalte gesprochen wird. Wir diskutieren über Arbeitszeiten, über Gruppengrösse über Anzahl von Elterngespräche. Wie reden wir mit den Eltern ist viel wichtiger als wie oft. Inhaltliche Fragestellungen werden in der Regel dem individuellen Ermessen der Pädagogen überlassen, entsprechende ist dann auch die Vielfalt und Inkonsequenz der Interventionen, dem sich der Jugendliche ausgesetzt fühlt. Von den wenigsten Institutionen weiss man, wie sie arbeiten. Gewisse Heime nennen sich anthroposophisch, was jedem eine, wenn auch nur vage, Vorstellung gibt, wie dort gearbeitet wird.

Wir glauben, jede Institution müsste sich an Hand ihres pädagogischen Handelns profilieren. Versorger, Klienten, und Mitarbeiter könnten sich im voraus über die Art ein Bild machen, wie dort gearbeitet wird ein Bild machen. Eigentlich müsste jede Einrichtung ein konkretes eigenes Profil gegen aussen zeigen und gegen innen realisieren. Begriffe wie systemisch oder ganzheitlich sind zu wenig differenziert. Wenn wir ganzheitlich arbeiten, was tun wir dann, wenn Gewalt ausbricht? Diese Fragen müssen geklärt werden, man wird in Zukunft nicht darum herum kommen. Unsere Erfahrung ist, dass die Kultur einer sozialpädagogischen Einrichtung und die Atmosphäre, die darin herrscht weitgehend „von oben“ geprägt ist. Die Art wie das Leitungsteam miteinander umgeht prägt die Atmosphäre und beeinflusst die Art, wie Jugendliche sich gegenüber ihren Betreuern verhalten. Das Leitungsteam kommt nicht umhin, sich mit den Fragen des Menschenbildes, der Philosophie und den pädagogischen Grundannahmen, die in der Institution herrschen sollten, auseinanderzusetzen und dafür zu sorgen, dass diese Grundsätze in der Institution in die Wirklichkeit umgesetzt werden gegenüber den Mitarbeitern und Klienten. Dieser Faktor, der viel mit Gewaltprävention zu tun hat, ist nicht zu unterschätzen.

Grundhof Philosophie als Beispiel

- 1. Unsere Schule und unsere Mitarbeiter stehen im Dienst der Entfaltung unserer Jugendlichen. Unser Bestreben geht dahin, die Rahmenbedingungen in unserer Institution immer wieder zu verändern, um sie den Bedürfnissen der Jugendlichen anzupassen.*
- 2. Wir glauben, dass alle Menschen die nötigen Ressourcen haben, um ihr Leben zu gestalten. Es ist unsere Aufgabe, den Jugendlichen zu helfen, ihre eigenen Fähigkeiten zu entdecken und darauf zu bauen.*
- 3. Die Probleme mit denen die Schüler zu uns kommen, sind besondere Herausforderungen auf ihrem Lebensweg. Statt uns über die Probleme den Kopf zu zerbrechen und daran zu verzweifeln, suchen wir mit jedem Schüler seine ganz persönliche Art, wie er seine Stärken entwickeln kann, um sich diesen Herausforderungen zu stellen.*
- 4. Lernen und Entwicklung findet immer statt, im Schulzimmer, im Werken und in der Freizeit. Alle Mitarbeiter haben den gleichen Auftrag, die Jugendlichen auf ihre Ziele hin zu fördern. Es gibt keine wertmässigen Hierarchien unter den Mitarbeitern.*
- 5. Nicht nur die Jugendlichen, auch die Mitarbeiter müssen bei uns einen Lebens- und Arbeitsraum finden, der ihnen gute Entwicklungsmöglichkeiten bietet, überlastete Mitarbeiter belasten die Jugendlichen.*
- 6. Beim Lernen ist es unvermeidlich, Fehler zu machen. Dies gilt für die Jugendlichen wie für die Mitarbeitern. Wir verheimlichen Fehler nicht, stehen dazu, und betrachten sie als Übungsfeld, um im Leben vorwärtszukommen.*
- 7. Wir sind alle Lernende. Es ist nicht so, dass auf der einen Seite die Pädagogen sind, die es können und auf der andern Seite die Jugendlichen, die lernen. Wir lernen alle, auf verschiedenen Stufen, und wir tragen alle Verantwortung füreinander, jeder seinen Möglichkeiten entsprechend.*

5. Schwierigkeiten der Umsetzung

Diskussion mit den Teilnehmern

Kaspar Baeschlin 25..8.99